

Die enorme finanzielle Unterstützung aus dem Ausland ermöglicht der Kirche eine qualifizierte Sozial- und Entwicklungsarbeit, die in aller Regel der gesamten Bevölkerung zugute kommt und das Ansehen von Christen in der muslimischen Bevölkerung hebt. Wenn die Kirche allerdings von Solidarität mit den Armen spricht, gleichzeitig aber in einfachen Hüttendörfern, die dem nächsten Wirbelsturm kaum standhalten dürften, mehrstöckige Sozialzentren in moderner Bauweise errichtet und die Ordensschwwestern als einzige weit und breit in einem soliden Haus leben und sich keine Gedanken um Nahrung und Kleidung machen müssen wird dieses Ansehen schwer beschädigt. Die sichtbare Unterstützung aus dem Ausland schürt das Vorurteil gegen die Christen als Handlanger des Westens und Feinde des Islams und führt zu einem schwer erträglichen Gefälle zwischen den gebenden Christen und den nehmenden Muslimen.

Was bleibt jenseits all dieser Begrenzungen? Armut und Ungerechtigkeit haben keine Religion. Frauen leiden beispiels-

weise in der orientalischen Gesellschaft unter vielfacher Diskriminierung; die jeweiligen Situationen von Christinnen und Musliminnen unterscheiden sich da bestenfalls graduell. Die arbeitslosen Jugendlichen der Großstädte und Ballungszentren verlangen nach einer Zukunftsperspektive, die landlosen Bauern nach Gerechtigkeit, alle Menschen nach sauberem Wasser, Nahrung, Kleidung, Gesundheit. All diese Probleme sind unabhängig von der Religionszugehörigkeit und eine gute Basis für Solidarität über Religionsgrenzen hinaus.

Die Menschen in Ländern und Gegenden mit gemischtreligiöser Bevölkerung sind sich dieser Gemeinsamkeiten hinlänglich bewußt. Gerade angesichts gegenläufiger Tendenzen ist es wichtig, dieses Zusammengehörigkeitsgefühl zu stärken und das darin liegende Entwicklungspotential zu nutzen. Hierin liegt die Chance kirchlicher Entwicklungsarbeit im islamischen Kontext: den Menschen Raum zu geben für ihre Gemeinsamkeiten, für Probleme und ihre Lösungen und so dem Frieden zu dienen.

Rita Breuer

Ein Netzwerk schaffen

Die Europäische Gesellschaft für die theologische Forschung von Frauen

Seit 1986 gibt es die „Europäische Gesellschaft für die theologische Forschung von Frauen“ (ESWTR). Ihr gehören Theologinnen aus den „klassischen“ Disziplinen wie aus der Frauenforschung und der feministischen Theologie an. Durch die Arbeit in Ländergruppen, Treffen und Veröffentlichungen möchte die Gesellschaft das Gewicht der Frauen in der Theologie stärken und den Dialog zwischen den verschiedenen Arbeitsgebieten fördern. Helen Schüngel-Straumann (Alttestamentlerin in Kassel) stellt die ESWTR vor; Teile des Beitrags verfaßten Luise Schottroff und Ina Praetorius.

Die ESWTR wurde unter dem ursprünglichen englischen Titel „European Society of Women's Research in Theology“ von 80 europäischen Theologinnen auf einer Konferenz in Magliaso/Schweiz vom 13. bis 15. Juni 1986 gegründet. Dieser ersten Konferenz folgten seitdem im Abstand von zwei Jahren regelmäßige weitere internationale Konferenzen. Gleichzeitig entwickelten sich nationale Untergruppen dieser Gesellschaft, auch in Deutschland.

Der Ökumenische Rat der Kirchen, genauer: Die „Sub-Unit on Women and Society“ und das „Programme on Theological Education“ des ÖRK, hatte etwa ein Jahr zuvor 25 Frauen aus vielen europäischen Ländern – auch Osteuropas – zu einer „Consultation/Workshop“ nach Boldern/Schweiz (30. Mai bis 2. Juni 1985) eingeladen. Diese Frauen sollten mit der Starthilfe des Ökumenischen Rates Ideen „Towards the Development of a European Feminist Network“ entwickeln.

Aus dieser Konferenz gingen vier Planungen hervor; eine davon war die einer „European Society of Women's Re-

search in Theology“. Gründungsmitglieder dieser neuen Gesellschaft waren sieben der 25 Frauen der „Consultation“: Ellen Juhl Christiansen, Dänemark; Fokkelien von Dijk-Hemmes, Niederlande; Joann Nash Eakin, ÖRK; Catharina J. M. Halkes, Niederlande; Forsker Dagny Kaul, Norwegen; Elisabeth Moltmann-Wendel, Deutschland; Luise Schottroff, Deutschland. Die Aufgabenstellung der zu gründenden Gesellschaft war in einem Bericht der sieben Frauen niedergelegt und vom Plenum der Konsultation verabschiedet worden.

Gemeinschaft trotz mancher Konfliktfälle

Schon im Vorbereitungs-jahr zeigte sich, daß unter den engagierten Theologinnen durchaus unterschiedliche Vorstellungen darüber herrschten, in welcher Weise die neue Gesellschaft theologische Forschung von Frauen zu verstehen habe. Die zentralen Problemfelder waren folgende: Sollte es

um *feministisch*- theologische Forschung gehen oder um theologische (Frauen)forschung? Sollte die Gesellschaft auf Forschung im Sinne der etablierten akademischen Institutionen bezogen sein oder auf Forschung im Sinne und im Dialog mit der Frauenbewegung? Der Titel der Gesellschaft benutzte und benutzt das Wort „feministisch“ nicht, obwohl sich die große Mehrheit der beteiligten Forscherinnen als Feministinnen verstand und versteht.

Ebenso ist die große Mehrheit der beteiligten Frauen in der Frauenbewegung und ihren Dialogen und Handlungsfeldern verwurzelt, läßt aber auch Raum für Frauen, die sich dezidiert innerakademisch definieren. Die Gesellschaft hat es geschafft, mit diesem – kaum zu vermeidenden – Konfliktpotential zehn Jahre lang zu leben und konstruktiv umzugehen. Auf der Gründungsversammlung 1986 in Magliaso wurde der Kompromiß folgendermaßen formuliert: „Diese Gesellschaft ist offen für Frauen, a) die theologische Forschung, b) die theologische Frauenforschung, c) die feministische Theologie betreiben“.

Die methodischen und hermeneutischen Differenzen, die diese drei Begriffe andeuten, sind beträchtlich. „Theologische Forschung“ bezieht sich auf traditionelle akademische Forschung, ohne deren Androzentrismus und Patriarchatsorientierung zu thematisieren oder zu kritisieren. „Theologische Frauenforschung“ meint Konzepte, die Frauentheologie und Frauengeschichte additiv, als Ergänzung der traditionellen Theologie – ohne diese methodisch und hermeneutisch zu kritisieren – betreiben.

„Feministische Theologie“ jedoch formuliert gegenüber dem Androzentrismus und der Patriarchatsorientierung traditioneller Universitätstheologie *fundamentale Kritik* und versteht sich als Teil eines neuen Paradigmas von theologischer Wissenschaft: ohne Anspruch auf überzeitliche Gültigkeit, also kontextuell und mit dem Ziel der Befreiung aller Menschen von Unterdrückung. Die Arbeit für dieses Ziel kann nach diesem Konzept nur bei der Befreiung von Kindern und Frauen beginnen, die heute wie damals die Mehrheit der Armen in der Welt ausmachen.

Ein weiteres Konfliktfeld schon bei der Gründung war die Frage der *Stellung zur verfaßten Kirche*. Einige der beteiligten theologischen Forscherinnen verstanden sich als postchristlich und hielten Feminismus und kirchliche Verankerung für unvereinbar. Andere, die Mehrheit, versteht sich dezidiert als Teil der Kirche und setzt auf die Möglichkeit der Veränderung patriarchaler Strukturen.

Trotz des hier beschriebenen Konfliktpotentials war – auch schon in der Gründungsphase – die auch heute noch zu beobachtende Begeisterung über die gemeinsamen Stärken und Möglichkeiten ein vitales Element der Gesellschaft. Über die Ursachen dieser gemeinsamen und stimulierenden Begeisterung läßt sich begründet spekulieren. Die meisten der beteiligten Frauen erfahren in ihrem Berufsalltag in akademischen Strukturen oder an ihrem Rande subtile oder offene Benachteiligungen. Es tut einfach gut, Schwestern zu treffen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben wie jede

einzelne in ihrer Vereinzelung innerhalb der männerdominierten akademischen Institutionen. So lassen sich Strukturen erkennen und gegenseitige Unterstützungsnetze aufbauen.

Seit 1986 ging der Aufbau der Gesamtgesellschaft wie auch der Gruppen in den einzelnen Ländern kontinuierlich weiter. Obwohl die fehlenden Geldmittel von Anfang an eine effektive Arbeit stark behinderten, ist doch in fast zehn Jahren sehr viel an Netzwerk-Strukturen entstanden. So haben fast alle europäischen Länder inzwischen eigene Ländergruppen, die sich jährlich einmal oder mehrmals treffen und eigene Rundbriefe herausgeben. Auch die osteuropäischen Länder, die am Anfang stark unterrepräsentiert waren – die Gründung lag ja vor dem „Fall der Mauer“ –, holen ganz allmählich auf. Kleine Länder mit ähnlichen Sprachen schließen sich gelegentlich auch zusammen.

Die ESWTR hatte Ende 1995 rund 500 Mitglieder, die größte Gruppe ist dabei die deutsche mit 170 Mitgliedern. Ihr folgen zahlenmäßig die Gruppen in den Benelux-Ländern, England, Skandinavien und der Schweiz. An dem Wachsen der Mitgliederzahlen läßt sich nicht nur das Interesse an der Vernetzung der theologischen Forschung von Frauen in Europa, sondern auch die Zunahme von qualifizierten jungen Theologinnen ablesen; trotz der Schwierigkeiten, die Frauen in der wissenschaftlichen Theologie mit den androzentrischen Universitätsstrukturen immer noch haben, ist ein beständiges Ansteigen der Zahl qualifizierter Forscherinnen festzustellen.

Feministische Theologie im europäischen Kontext

Zur Zeit stagniert aber das berufliche Fortkommen katholischer Wissenschaftlerinnen in besonderem Maße, da die Erteilung des nihil obstat, wie es für theologische Lehrstühle an den staatlichen Universitäten durch Konkordate vorgeschrieben ist, nur sehr zögerlich erfolgt und auch für Insider immer undurchschaubarer wird. Mehrmals wurde hochqualifizierten katholischen Theologinnen die kirchliche Lehrerbene verweigert. Trotz solcher Entmutigungen ist aber (noch) kein Rückgang qualifizierter jüngerer Nachwuchswissenschaftlerinnen zu verzeichnen. Die Gesellschaft versteht sich auch als einen Ort, an dem solche Schwierigkeiten zur Sprache kommen und entsprechende Hilfestellungen durch Resolutionen, Veröffentlichungen usw. gegeben werden können.

Ein großes Problem bei der Vielfalt Europas war von Anfang an die *sprachliche Verständigung*. Bei der Gründung wurden drei Sprachen, nämlich Deutsch, Französisch und Englisch, als Arbeitssprachen der Gesellschaft beschlossen, und dies wurde bis heute so beibehalten, wobei bei den Veröffentlichungen um eine möglichst gleichmäßige Verteilung gerungen wird. Auf den Konferenzen werden die Beiträge jeweils in die beiden anderen Sprachen übersetzt.

Die Struktur der Gesellschaft ist so beschaffen, daß jede nationale Gruppe eine Kontaktadresse unterhält. Die Gesamtgesellschaft verfügt über eine Präsidentin (Vizepräsidentin), eine Sekretärin (Vizesekretärin) und eine Schatzmeisterin (Vizeschatzmeisterin). Die gleichen Strukturen hat im übrigen die Europäische Gesellschaft für katholische Theologie, die mehrere Jahre später gegründet wurde, übernommen.

Über die Rundbriefe hinaus, die keinen eigentlichen Öffentlichkeitscharakter haben, jedoch für schnelle Informationen und den Austausch innerhalb der Gesellschaft äußerst wichtig sind, wurde schon früh über ein wirkungsvolleres Medium diskutiert, das nicht nur eine größere Öffentlichkeit erreichen, sondern auch den Mitgliedern Raum für wissenschaftliche Darstellungen, aktuelle feministisch-theologische Themen und übergreifende Informationen über einzelne Länder geben sollte. So wurde die Herausgabe eines *Jahrbuches* beschlossen, da die Mittel für eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift nicht aufzutreiben waren. In jedem Jahrbuch sollten neben größeren Themenkomplexen Länderberichte einen Schwerpunkt bilden, ebenso sind Buchbesprechungen größeren Umfangs vorgesehen. Denn gerade der Austausch von Informationen, wer an welchem Ort an einem bestimmten Thema forscht und worüber es schon Veröffentlichungen gibt, ist besonders für Frauen, die nicht an universitären Zentren arbeiten, wo sie leicht an wissenschaftliche Literatur herankommen, sehr wichtig.

Inzwischen sind drei Jahrbücher erschienen: „Feministische Theologie im europäischen Kontext“ (1993); „Ökofeminismus und Theologie“ (1994); „Frauenkirchen. Vernetzung und Reflexion im europäischen Kontext“ (1995).

Für den Anfang war es wichtig, einen Überblick dessen zu geben, was feministische Theologie im europäischen Kontext zu bieten hat. Dabei kam die Generation der Pionierinnen, die feministische Theologie grundlegend geprägt haben, wie vor allem Catharina Halkes, zu Wort. Wichtig war der Dialog mit Osteuropa, der hier exemplarisch zwischen einer englischen und einer tschechischen Theologin geführt wurde. Länderberichte, (vergessene) Frauentraditionen, Aktualia und vor allem ein umfangreicher Büchermarkt, wie sie für jedes Jahrbuch vorgesehen sind, waren schon im ersten vertreten.

Der zweite Band griff ein zentrales Anliegen feministischer Theologie auf, nämlich das heiße Eisen der ökologischen Gefahren, besonders den Zusammenhang zwischen patriarchaler Unterdrückung der Frauen und Zerstörung der Natur. Die Herausgeberinnen des Jahrbuches, *Mary Grey* (England) und *Elizabeth Green* (Italien), haben dieses Thema kontrovers darstellen lassen.

Der dritte Band greift schließlich einen Komplex auf, der in den USA schon länger unter dem Titel „Woman Church“ diskutiert wird. Der Plural in diesem Jahrbuch wurde bewußt gewählt (Frauenkirchen), um die Vielfalt der Ansätze deutlich zu machen. Mit dem Begriff Women Churches ist nicht gemeint, daß in dieser Gemeinschaft ausschließlich Frauen ihren Ort hätten, Männer somit ausgeschlossen

wären. „Frauenkirche“ meint ein anderes *Konzept* von Kirche, in dem nicht patriarchale Herrschaftsverhältnisse den Ton angeben, sondern eine „Jüngerschaft von Gleichen“ (*Elisabeth Schüssler Fiorenza*) zum Zuge kommt; in einer solchen Gemeinschaft ist Platz für Frauen wie auch für jene immer zahlreicher werdenden Männer, die unter den herrschenden Strukturen leiden und eine partnerschaftliche Form von Kirche anstreben.

Die Jahrbücher erscheinen beim Verlag Grünewald, Mainz in Kooperation mit KOK Kampfen. Für 1996 ist ein Band mit dem Titel „Was bedeutet es heute, (feministische) Theologin zu sein?“, in Vorbereitung.

Schließlich sei noch etwas über die *Konferenzen* gesagt, die mit zweijährigem Abstand in wechselnden Ländern stattfinden. Sie sind das Gerippe der Gesellschaft, da nur an diesem Ort eine weitergehende Diskussion erfolgen und Beschlüsse gefaßt, neue Impulse oder evtl. Richtungsänderungen in Angriff genommen werden können. Bisher haben nach der Gründungsversammlung in der Schweiz fünf Konferenzen stattgefunden: 1987 in Helvoirt (NL) mit dem Thema: „Selbstverleugnung/Selbstbewußtsein“; 1989 in Arnoldshain (D) mit dem Thema: „Gottesbilder“; 1991 in Bristol (UK) mit dem Thema: „Frauenbefreiung. Neue theologische Richtungen“; 1993 in Leuven/Louvain (B) mit dem Thema: „Ausgesprochene Identität. Frauen und religiöse Traditionen in Europa“; 1995 in Höör (S) mit dem Thema: „Ein gemeinsames Haus“.

Bei allen diesen Konferenzen waren jeweils über hundert Teilnehmerinnen vertreten, die in einer knappen Woche zu aktuellen feministisch-theologischen Themen referierten und diskutierten. Außer den Großveranstaltungen gibt es jeweils zahlreiche Arbeitsgruppen, z. T. nach Ländern, z. T. nach theologischen Fächern gegliedert. Die nächste Konferenz wird im August 1997 in Kreta stattfinden, mit dem Thema „Traditionen und Quellen feministischer Theologie“.

Beständiges Nachdenken über das eigene Profil

Das Thema der sechsten europäischen Konferenz, zu der sich mehr als hundert Theologinnen vom 18. bis 22. August 1995 im südschwedischen Höör zusammenfanden, hieß: „Ein gemeinsames Haus“. Den Auftakt bildete ein Podiumsgespräch, zu dem eine Vorbereitungsgruppe aus Lund Vertreterinnen aller Konfliktparteien des Krieges in Ex-Jugoslawien an einen Tisch gebracht hatte. Die engagierten Voten der katholischen Kroatin, der muslimischen Bosnierin und der orthodoxen Serbin führten, bei aller Gesprächsbereitschaft, den gerade angereisten Konferenzteilnehmerinnen in erster Linie die Schwierigkeiten vor Augen, das gemeinsame Haus Europa tatsächlich zu bauen.

„Wie können wir uns als feministische, weiße und überwiegend zum Mittelstand gehörige Theologinnen diesen enormen politischen, ökologischen, theologischen und identitätsbezogenen Problemen stellen?“ hatte es im Vorbereitungs-

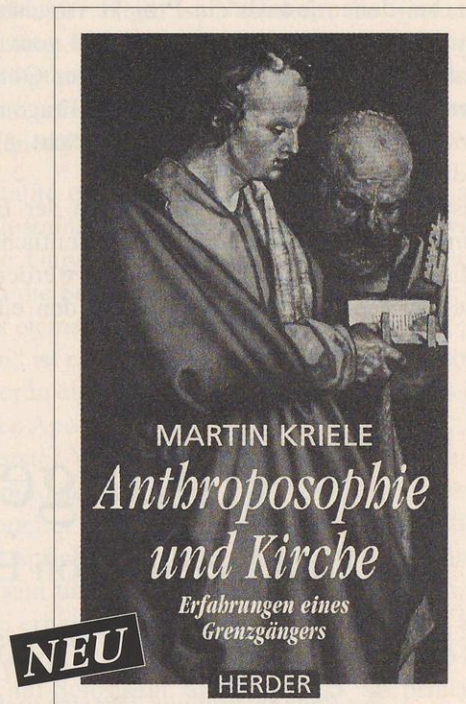
text der Konferenz geheißten. Das Gespräch zu Ex-Jugoslawien mache deutlich, daß es an gutem Willen und Betroffenheit nicht fehlt, wohl aber an einem gemeinsamen analytischen Instrumentarium und an von allen geteilten Handlungsperspektiven. Die Frage, warum denn, wenn es um realpolitische Probleme geht, die feministische Analyse unversehens dem üblichen „neutralen“, aus den Fernsehnachrichten vertrauten Blick auf die Realitäten weicht, wurde zwar gestellt, aber nicht beantwortet. Der Vorschlag, in den Krisengebieten zusammen mit einheimischen Frauen zu erproben, was feministische Rituale im Ernstfall bewirken und bewegen können, wurde zwar geäußert, aber kaum ernsthaft diskutiert. Am Anfang der Konferenz stand damit die Ernüchterung darüber, daß vieles von dem, was wir an unseren Schreibtischen erarbeiten, noch zu wenig Kraft hat, um sich den Realitäten dieser Welt auch dort zu stellen, wo nicht die vergleichsweise ruhigen nordeuropäisch-rechtsstaatlichen Verhältnisse herrschen.

Während der Konferenztage traf sich jeweils am Vormittag das Plenum zu zwei inhaltlich aufeinander bezogenen Vorträgen. So traten *Chung-Hyun-Kyung* aus Südkorea und *Urula King* aus Bristol und Köln in ein Gespräch über „Spiritualität in einem multikulturellen und multireligiösen Haushalt“ ein. Die Diskussion zeigte, daß die europäischen Theologinnen bei aller immer wieder bekundeten Bereitschaft, auf „den Süden“ zu hören, auf einer historisch korrekten Analyse des Nord-Süd-Verhältnisses bestehen. Die aus den Befreiungstheologien bekannte Kritik an einem allgegenwärtigen europäischen Kulturimperialismus erscheint nicht mehr auf der Höhe der Zeit, wenn sie von einer Theologin vorgebracht wird, die aus einem der inzwischen ökonomisch hochentwickelten „Asian-Tiger“-Länder stammt. *Urula King* forderte eine nach Ländern und Kulturräumen differenzierte und aktualisierte Sicht der Dinge.

Kwok Pui-Lan aus Hong-Kong und Boston und *Anne Primavesi* aus Irland debattierten über die Frage einer feministisch und christlich begründeten Schöpfungspiritualität. Beide Referentinnen erinnerten mit ihren mutig dekonstruktiven Auslegungen der christlichen Tradition an die Fähigkeit der Frauen zur prophetischen Rede – statt nur zur historisch korrekten Rekonstruktion – und lösten so die wohl spannendste Diskussion der Konferenz aus. *Luise Schottroff* mußte ohne Gesprächspartnerin auskommen, da die afrikanische Referentin *Joyce Nonhlanhla Tsabeze* nicht hatte anreisen können. Mit ihrer überraschenden Auslegung des „Reichen Jünglings“ gelang es ihr dennoch, das Plenum zu faszinieren.

Ebenso anregend wie die Vortragsveranstaltungen verliefen die *Gespräche in den thematischen Gruppen*, die zum Teil seit Jahren disziplinbezogene Kontakte pflegen und auch schon mit Publikationen an die Öffentlichkeit getreten sind. Hier kann die Ethikerin aus der Schweiz erfahren, was ihre Kollegin aus Belgien über ethische Probleme im Zusammenhang mit den neuen Reproduktionstechnologien herausgefunden hat. Hier werden die aktuellsten Publikationen aus-

Erfahrungsbericht eines Insiders



300 Seiten, gebunden mit
Schutzumschlag, DM 44,-
öS 326,- /SFr 42,-
ISBN 3-451-23967-1

Erfahrungsbericht eines Insiders,
der mit Nachdruck auf die Verbindungs-
linien zwischen beiden Lebens-
und Glaubensauffassungen verweist.
Ein so noch nie publizierter Versuch,
christliches und anthroposophisches
Denken miteinander zu verbinden
und einen fruchtbaren Dialog
ins Leben zu rufen.

In jeder Buchhandlung!

HERDER

getauscht und besprochen, neue Verbindungen über E-mail oder gemeinsame Buchprojekte vereinbart. Über aktuelle Forschungsprojekte konnten die Teilnehmerinnen sich auch in den insgesamt zwölf „Mini-Lectures“ informieren – halbstündigen, in Schweden erstmals angebotenen Kurzveranstaltungen, bei denen jeweils ein Projekt vorgestellt und diskutiert wird. Das Themenspektrum reichte vom Bericht über neuentdeckte Verbindungen zwischen der Göttin und dem Geier im altorientalischen Raum bis zur Frage nach einer globalen Ethik und dem Erfahrungsbericht über die Frauen-Friedensbewegung im Kongo.

In den nächsten Jahren sollen die Strukturen der ESWTR verbessert und durch Publikationen und Öffentlichkeitsarbeit ihre Anliegen wirksamer bekanntgemacht werden. Auch die Kontakte zwischen den Mitgliedern und den einzelnen

Ländergruppen müssen mehr gepflegt werden. Ein Wunschtraum wäre ein festes Sekretariat. Für alle diese und viele andere Vorhaben (Literaturrecherchen, Hilfe bei Dissertationen u. a.) fehlen die Geldmittel, so daß die Gesellschaft zur Zeit nach Sponsorinnen und Sponsoren Ausschau hält.

Inhaltlich ist vor allem eine solide Arbeit, besonders auch für das Jahrbuch, voranzutreiben. Die inhaltlichen Differenzen, die bereits seit Bestehen der Gesellschaft eine Rolle spielen, sind alles andere als behoben. Wenn sich Frauen so unterschiedlicher Richtungen, Prägungen und theologischer Konzepte zusammenschließen, bleiben heftige Kontroversen nicht aus. Wenn es denn *die* Frau und *die* Feministische Theologie nicht gibt – dies wäre ein ideologisches Konstrukt – ist ein beständiges Nachdenken über ein eigenes theologisches Profil nie abzuschließen. *Helen Schüngel-Straumann*

Ankläger des Subjekts

Zum Denken von Emmanuel Lévinas (1906–1995)

Am 25. Dezember letzten Jahres starb kurz vor seinem 90. Geburtstag der jüdische Philosoph Emmanuel Lévinas. Sein Denken, gespeist aus der Tradition des Judentums wie der Phänomenologie, läßt sich nicht in eine Schule einordnen; von seinem Werk, das um den Anderen als Infragestellung des autonomen Subjekts kreist, hat nicht zuletzt die Theologie wichtige Anstöße empfangen. Unsere Autorin Susanne Sandherr arbeitet an einer Dissertation über Lévinas.

In einer seiner letzten Sorbonne-Vorlesungen sagt Emmanuel Lévinas: „Man muß all das denken, was im Tod an Mord ist: Jeder Tod ist Mord, ist unzeitig, und es gibt eine Verantwortlichkeit des Überlebenden.“ („Il faut penser tout ce qu'il y a de meurtre dans la mort: toute mort est meurtre, est prématurée, et il y a responsabilité de survivant;“ Emmanuel Lévinas, *La mort et le temps*, Paris 1991, S. 81)

„Ein jeder von uns ist vor allen für alle schuldig, und ich mehr als die anderen.“ Diesen Satz spricht in Dostojewskijs „Die Brüder Karamasow“ ein von der galoppierenden Schwindsucht gezeichneter Siebzehnjähriger. Die Mutter des Kranken reagiert, unter Tränen, mit einem Lächeln. Welche Sünde der Sohn denn begangen habe, um diese Selbstbeichtigung zu verdienen? „Er wird nicht mehr lange leben“, diagnostiziert der Arzt, ein Deutscher, „infolge seiner Krankheit verwirrt sich sein Geist.“ Auf dieses fiebrige Wort eines zum Tode kranken Knaben – ein schwacher Kronzeuge – kommt Lévinas immer wieder zurück, im eigenen Werk, in Interviews und Gesprächen, als sei es der Dreh- und Angelpunkt oder eine würdige Bestätigung seines Denkens.

Wieviel Mord ist im Tod des Anderen? Welcher Art ist die Verantwortung derjenigen, die überlebt haben; welche Schuld trifft mich, das längerlebige Ich? Der Gedanke einer Schuld des Ich, Schuld diesseits oder jenseits jeglichen zure-

chenbaren, dem Bewußtsein zugänglichen Verschuldens, Schuld diesseits oder jenseits der Freiheit des Ich, ist vor allem in Lévinas' zweitem philosophischem Hauptwerk „Autrement qu'être ou au-delà de l'essence“ entfaltet. (Dordrecht 1974; ins Deutsche übersetzt von *Thomas Wiesmer* als „Jenseits des Seins oder anders als Sein geschieht“, Freiburg – München 1992; im folgenden zitiert als „JS“.)

Gegen den Egoismus des Selbst

Der jüdische französische Philosoph Emmanuel Lévinas, geboren am 12. Januar 1906 im litauischen Kaunas, im zaristischen Rußland, gestorben am 25. Dezember 1995 in Paris, ist als Denker des Anderen bekannt geworden. Wären im okzidentalischen Denken das Andere und der andere Mensch unerforscht und unbekannt geblieben? Hat Lévinas den Anderen entdeckt, weißer Fleck, Schandfleck auf der Landkarte der Philosophie, der nun nach allen Regeln der Kartographie beiseitigt werden darf?

Die Schande ist nicht der Fleck, so könnte Lévinas' Antwort lauten, sondern die Karte. In der Geschichte des abendländischen Denkens ist die Beziehung von Ich und Anderem, dies Lévinas' weitreichender und tiefgreifender Vorwurf, entstellt durch die Gewalt der Selbstheit, als welche sich das Ich